

Sinfonische Mozart-Trilogie aus einem Guss

ZÜRICH. Mozarts drei letzte Sinfonien, Bernard Haitink am Pult des Tonhalle-Orchesters: Das bedeutete in jeder Hinsicht die Summe des Gelingens.

HERBERT BÜTTIKER

Mit den Daten 26. Juni, 25. Juli und 10. August 1788 notierte Mozart die Fertigstellung der drei Sinfonien, die mit der Zählung 39, 40 und 41 seine letzten waren und als Gipfelpunkte seines Schaffens gelten. Viele Fragen stellen sich im Zusammenhang mit diesem kolossalen schöpferischen Wurf in einem Jahr, das von fehlenden Aufträgen und Schuldenkrise geprägt war – dies in einem politischen Klima des Türkenkriegs, der Wiens kulturelles Leben lähmte. Neben biografischen Fragen bleiben auch künstlerische offen: Dass die drei Sinfonien als Gruppe konzipiert sind, legt schon ihre Tonartenfolge nahe, wie weit sie innerlich verbunden sind oder sie Mozart zusammen sogar als eine Art Grossform gedacht hat, ist eine Diskussion unter Musikologen.

Im Konzertsaal ist der Versuch oder das Wagnis selten, mit der Trias das komplette Programm zu bestreiten. Bernard Haitink und das Tonhalle-Orchester ernteten damit am Samstag Jubel im ausverkauften Saal: den Dank für Mozarts spannende Konzertdramaturgie und Höhenweg der Sinfonik. Haitink, der sich mit knapper Gestik zugleich gelassen und energisch ins Zeug legte, liess die vier Sätze der drei Werke jeweils fast attacca folgen und zielte schon damit auf den Dreitakt der grossen Form von der Es-Dur- über die g-Moll- zur C-Dur-Sinfonie.

Befuerung und Rechenkunst

Einebnung der einzelnen Satzcharaktere war damit keineswegs verbunden: Haitinks dezidiertes Dirigat stellte sie im Gegenteil unerhört plastisch heraus, aber in flüssigen Tempi und einer Klangintensität, die kein Zerfasern zulassen und auch Andante- und Menuett-Sätze in ihrer Kantabilität und Musikantik in den Spannungsbogen einbetteten. Dieser ging so, über die Pause vor der «Jupiter-Sinfonie» hinweg, vom eröffnenden Adagio zum gloriosen Finale des C-Dur-Werks.

Der massive Einsatz der Pauken, das das Eröffnungspathos des Adagios unterstrich, schien anzudeuten, dass hier mehr als nur eine Sinfonie einzuleiten war, und das Tempo des finalen «Molto allegro» war so herausfordernd, dass der Gipfelsturm anvisiert war und sich in der Summe des Gelingens der Eindruck bestärkte, dass auch dieser Finalsatz mehr als nur die eine Sinfonie ans Ziel bringt. Dazwischen der unerhörte Reichtum musikalischer Erfindung und satt strahlender und sensibler Klangarbeit des virtuosierten Orchesters, mit der g-Moll-Sinfonie in ihrer banger Unruhe als Herzstück. Aber auch die «Jupiter-Sinfonie» findet ihr Ziel nicht in der grossen sinfonischen Geste, sondern in der Verdichtung, der geradezu miraculösen Verschränkung von musikalischer Befuerung und Rechenkunst. Für beides war hier höchste Kompetenz im Spiel – grenzgängerisch.

IN KÜRZE

Ohnmacht mit Folgen

CHICAGO. Stardirigent Riccardo Muti hat sich infolge seiner Ohnmacht bei einer Orchesterprobe den Kiefer gebrochen und muss operiert werden. Es war bereits das zweite Mal, dass der 69-jährige Musiker in seiner Zeit als Musikdirektor des renommierten Symphonieorchesters von Chicago krankheitsbedingt ausfiel. (sda)



Die Bühne ist für die Tragödie zu klein und zu gross: Medea (Nina Hoss) in ihrem Gehäus, am Rand Korintherin (Ursula Doll), Kreon (Markus Scheumann). Bild: Matthias Horn

Das Leben, kein Schatten

ZÜRICH. Einsicht in das Innere einer Leidenschaft.

Barbara Frey zeigt am Schauspielhaus Zürich ihre Berliner Inszenierung von Euripides' Tragödie «Medea».

Und Nina Hoss wirft einen dunklen Schatten aus ihrem Gehäus.

STEFAN BUSZ

Nina Hoss: Am Schluss geht ihr Stern auf. Dann steht sie, der Star des Deutschen Theaters, auf der Bühne, als wäre in ihr noch der alte Zauber. Wieder könnte sie jetzt ganz grosse Sachen machen: den Lauf des Mondes aufhalten und die Sonne verdunkeln, und was dergleichen alles mehr ist. Ihre Medea hatte das alles gekonnt, früher. Jetzt ist aber Nina Hoss die grosse Zauberin. Und so steht sie auch, schmales schwarzes Kleid, offenes Haar, im Licht und nimmt den Applaus entgegen, der ihrer Medea gilt, als ein dunkler Stern, der alle anzieht, mit einem strahlenden Blick.

Und doch: der alte Zauber dieser Medea ist weg. Nahe kommen kann ihr niemand mehr. Auf Distanz ist die Frau mit sich selber in dieser Tragödie gegangen, zu viel musste sie aus Liebe machen: eine Königstochter flambieren, die eigenen Kinder töten. Al-

les wegen einer Scheidung. Medea als Schatten ihrer selbst: Nina Hoss muss da durch.

Barbara Frey hat sie in ein Zimmer ohne Aussicht getan, das ist ihre Bühne auf der Bühne für die eindriehundert Stunden der Aufführung, die vor vier Jahren im Deutschen Theater Berlin Premiere gehabt hat und nun im Schauspielhaus Zürich als Wiederaufnahme zu sehen ist. Die Einrichtung ist von Bettina Meyer: schmales Bett, braune Decke, ein kleiner Fernseher, Kochnische, Kalender an der Wand, Waschmaschine. Im Hintergrund ziehen Wolken über den Himmel, aber das ist nur eine Kykladen-Projektion. So viel ist Medea von Korinth geblieben, es ist der letzte Ort zum Bleiben.

Eine Zauberin in Ausschaffungshaft, so weit ist es mit Medea gekommen. Jason, für den sie alles tat (Stichwort: Beschaffungskriminalität in Sachen Goldenes Vlies), hat sie verlassen, der Mann will nach zehn Jahren

seinen Aufenthaltsstatus verbessern. Die Einheirat ins örtliche Königshaus ist schon beschlossene Sache. Im Weg steht Medea. Die Asylantin muss weg.

Ach, sagt da die Amme, das hat die Frau nicht verdient. Iris Erdmann macht auf Chor des stillen Mitleids. Das Ach ist auch der Ton, wenn andere über Medea und ihr Schicksal sprechen: der Erzieher (Gábor Biedermann), die Korintherin (Ursula Doll). Selbst die Royals in dieser Euripides-Geschichte, Kreon (Markus Scheumann), der König von Korinth, und Ägeus (Sigggi Schwientek), der König von Athen auf Durchreise, zeigen Verständnis für die Situation. Sie kreisen um Medeas Gehäus und sagen zu ihr, was sie zu sagen haben. Doch alle, die um Medea sind, bleiben am Rand, sie sind Trabanten um einen einsamen Stern. Ungeheuer, wie Barbara Frey mit dieser Leere spielt.

Das Unsagbare sagen

Für Nina Hoss ist selbst dieses Theater zu klein. Wenn sie in ihrem Zimmer steht, stösst ihr Kopf an die Decke. Sich den Menschen beugen, kann diese Medea nicht. Gut aber passt Jason (Michael Neuenschwander) in die

se Anlage hinein, er spielt den kleinen Mann, der nach oben will. Alles doch nicht so schlimm, gütliche Trennung als Chance, Sex mit der Ex. Medea aber steht über ihm. Über allem. Der Mann murkst herum. Die Frau allein kann das Unsagbare sagen. Und tun.

Wenn der Bote (Matthias Bundschuh) Medea berichtet, wie sich das Kleid, das sie der Königstochter zur Hochzeit schenkte, sich in den Körper hineingefressen hat und welche Qual es auch den anderen bereitete, dann stockt er im Text –, eine ungeheure Vorstellung.

Medea selber redet dann ganz cool von ihrem Plan, ihre Kinder zu töten. und da ist nichts Unsagbares mehr, sondern einfach: «Ich weiss genau, welch ein Verbrechen ich begehen will.» Dass die Kinder ihre Kinderköpfchen durch die Gummwand der Medea hinhalten, dann auch ihre lieben Händchen, dass die Frau dann ein sehr grosses Messer etc. nimmt, kann man glatt vergessen. Nicht aber, wie Nina Hoss die letzten Worte sagt: «Aber mächtiger als die Einsicht ist die Leidenschaft. Sie ist schuld am grössten Unglück dieser Welt.» Dann geht alles auf, in einem Leuchten.

Eine bravouröse Antiheldin

WINTERTHUR. Anet Corti alias Betty Böhni hat von der Assistentenrolle in die Chefetage gewechselt und bei der Premiere ihrer neuen One-Woman-Show «win-win» erfolgreich und äusserst unterhaltsam den Tücken des Bürohorrors getrotzt.

ROLF WYSS

Klein, aber oho! Wenn Anet Corti die Bühne betritt, ist ihr die ungeteilte Aufmerksamkeit des Publikums sicher. Das war schon im Januar im Casinotheater der Fall, als die quirliche Baslerin mit ihren Kolleginnen und Kollegen den satirischen Jahresrückblick «Bundesordner 10» inszenierte und zu den komödiantischen Highlights gehörte. Jetzt ist sie zurückgekehrt, allerdings allein. Für ihr neues Programm «win-win» wollte sich die kleine Nordwestschweizerin aber nicht auf eine Rolle beschränken, sie spielte gleich drei.

Ins Zentrum setzte Anet Corti die linkische ehemalige Assistentin Betty Böhni, die es nicht einmal schaffte, ihre Berufsbezeichnung korrekt



Anet Corti beim Multitasking. Bild: pd

auszusprechen. Das Doppel-S verhedderte sich immer wieder zu einem sch. Fettnäpfchen sind für sie dazu da, um furchtlos beide Füsse hineinzusetzen. Das beginnt beim Vorstellungsgespräch, das sie – der Regiezufall wollte es so – trotz grandiosem Scheitern ir-

gendwie auf den Stuhl der Direktionssekretärin der Strittmatter AG führte, wo sie es mit einer schnoddrigen Empfangsdame und einer skrupellosen welschen Praktikantin zu tun bekam.

Klar, dass Corti auch in diese zwei Zusatzrollenschlüpfte. Bravourös markierte sie im besten Thurgauer Dialekt die unterkühlte Erika Eggenschwiler und die durchtriebene Sandrine, die locker-lässig zwischen französisch und deutsch pendelte und von einer grossen Karriere beim französischen Pendant von «MusicStar» träumte. Daneben bekam es die äusserst sensible, nicht gerade für die raue Arbeitswelt geschaffene Böhni mit einem cholerosen Chef, dem neurotischen Hansueli und dem Schönling Thomas zu tun, in den sie sich verguckt hat, der es aber auf Karin abgesehen hat, die aber immer noch unter dem Verlust ihrer geliebten Zimmerpflanze leidet.

Wir ahnen es: Der Büroalltag ist ein gar schwerer, er kann bisweilen zur Vorhölle werden, zumal es die Böhni auch noch mit den Tücken des Computers und eines widerspenstigen Kaffeeautomaten zu tun bekommt. Das sind gefundene Fressen für eine wandlungsfähige Komödiantin, wie es die Dimitri-geschulte Anet Corti ist.

Natürlich lief einiges aus dem Ruder, als die gutgläubige Frau Böhni mit der Aufgabe betraut wurde, den Firmenausflug auf den Ballenberg zu organisieren. Die Telefonszene endete im tiefsten Chaos, sie erinnerte an die legendäre César-Keiser-Nummer. Bewundernswert auch, wie Corti in bester Multitask-Manier einen Rubik-Würfel zusammensetzte und gleichzeitig als Betty Böhni über die Leiden einer nicht ganz attraktiven, mittelalterlichen Singlefrau ohne konkrete Erfolgsaussichten in Beruf und Liebe lamentierte.

Ein Highlight war der natürlich nicht in die Tat umgesetzte Schlussmachbrief für Thomas, der sich kongenial aus Informatik- und Internet-Verzatzstücken zusammensetzte: ein Paradebeispiel für Cortis gewandten Umgang mit Sprache und Timing. Dass der USB-Stick bei Böhni einer Grossbank mit den gleichen drei Buchstaben zugeordnet wurde, war offensichtlich. Solche Perlen sowie die irrwitzig-unnützen Statistiken aus dem Arbeitsleben, die via Bildschirm eingestreut wurden, überstrahlten gelegentliche Längen, die aber vom mit allerlei Prominenz bestückten Premierenpublikum grosszügig übersehen wurden.